



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Niese, Charlotte: Die Hexe von Mayen : Roman : (vierte Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Wenn sie auch nicht ausdrücklich im Gesetz aufgestellt ist, so haben doch auch unter der Herrschaft der jetzigen Zivilprozeßordnung die Parteien keineswegs das Recht zur Prozeßlüge. Ein Bedürfnis, die wahrheitsliebende Partei durch weitere strafrechtliche Vorschriften als bisher vor der Lüge des Gegners zu schützen, kann aber nicht anerkannt werden. Der im Prozeß lügenden Partei besondere Nachteile aufzuerlegen, ist schon deswegen nicht angängig, weil die vielfach nicht gerade leichte Feststellung, ob eine Partei gelogen hat, einer raschen Durchführung des Prozesses oft hinderlich sein könnte. Dagegen wird der Richter die Erfahrung, daß eine Partei mit der Wahrheit nicht gewissenhaft umgeht, zweifellos verwerten dürfen und müssen, wenn es sich darum handelt, ob eine Partei, und gegebenenfalls welche, zur Ergänzung des an sich nicht ausreichenden Beweisergebnisses eidlich zu vernehmen ist.

Was den Gang des Verfahrens anlangt, so hat sich die neue Zivilprozeßordnung nur auf das Wesentliche zu beschränken und darauf Bedacht zu nehmen, daß der Richter nicht durch allzu sehr ins einzelne gehende Formvorschriften eingeengt wird. Nur so kann er in Anpassung an den Einzelfall die erforderlichen Anordnungen treffen und jeden Rechtsstreit in einer befriedigenden Weise leiten und durchführen.

(Fortsetzung folgt)



## Die Heze von Mayen

Roman

Von Charlotte Niese

(Vierte Fortsetzung)

In Mayen hatte es auch drei Tage geregnet, und der Winter war noch einmal wiedergekommen, um den kleinen Blumen und Blüten das Leben zu verbittern. Dann aber schob sich die Sonne aus dem Gewölk und über der kleinen Stadt lag eine blaue Atlasglocke.

Sebastian Wiltberg stand vor seinem Mauerloch und betrachtete die Berge, um die ein Duft lag, wie an schönen Sommertagen. Wahrlich, die Welt begann schön zu werden, und die heilige Genoveva würde es nicht übel nehmen, wenn er einmal vom Schreibtisch aufstand und den Duft der kräftigen Luft einatmete. In der Ferne klang ein dumpfes Grollen. Es kam von der Mosel her, wo die Franzosen noch immer standen. Die Braunschweiger, unter Herzog Karl von Lothringen, sollten ihnen entgegenziehen; so wenigstens hatte der kurfürstliche Bote aus Ehrenbreitstein gestern auf dem Markt ausgerufen, um dann

eilig weiter zu reiten. In alle kleinen rheinischen Orte kam die Botschaft, damit sie nicht verzagten und aushielten bis die Kaiserlichen sie alle besetzten und den Feind nach Frankreich zurückjagten. Montecucculi war in der Nähe; er, der ruhmreiche kaiserliche General, würde das linke Rheinufer nicht in die Hände des Feindes fallen lassen. So dachte Sebastian, während er noch immer an seinem Mauerloch stand, und nicht hörte, wie sein Bursch nach der Haustür lief und wild anschlug. Bursch hatte sich bald eingelebt und schien jetzt der Herr des Hauses, das er allerdings von Ratten und Mäusen säuberte. Er verspeiste diese Tiere mit Behagen und brauchte fast kein anderes Futter, ein Umstand, der Sebastian sehr zustatten kam, obgleich er eine goldene Dose seines Vaters verkauft und dadurch wieder Geld hatte. Rättha ließ sich nur sehr selten sehen. Ihr Vater Jupp war übel gefallen und konnte nicht mehr die Treppen im Turm steigen. Da mußte seine Tochter aushelfen, und da sie, außer der Heze, noch einige andere Verbrecher zu beaufsichtigen hatte, so fehlte es ihr wirklich an Zeit, auch noch an den zukünftigen Domhern zu denken. Sebastian nahm es ihr übel, obgleich er sich sagte, daß es nicht christlich wäre, jemandem etwas übel zu nehmen. Außerdem ärgerte er sich, daß auch Rättha ihm noch nicht Eingang zu der Heze verschafft hatte, die noch immer auf Verhör und Gericht wartete. Sehen mußte er sie; wenn der Stadtschreiber nicht so geschäftig getan hätte, würde er sich lange von ihm eine Erlaubnis erwirkt haben.

„Ihr seid tief in Gedanken, Herr Junker!“ sagte der Pfarrer Kohlbaum neben ihm, und Sebastian schrak wirklich zusammen. Dann entschuldigte er sich mit seiner großen Arbeit, die er jetzt eben verlassen, um einen Augenblick frische Luft zu atmen. „Ihr tut wohl daran!“ sagte der Pfarrer, während er an das Mauerloch trat und die Ranken zur Seite schob. „Wahrlich, es ist von den Franken nicht so übel gewesen, euch ein Loch in die Mauer zu schießen. Möge es dabei bleiben!“

Er wollte nicht wieder gleich ins dunkle, kalte Haus gehen und setzte sich auf eine morsche Holzbank, die gerade in der Sonne stand.

„Ein schönes Gärtchen habt ihr, Junker!“ meinte er, während er ein Sacktuch aus dem verschlossenen Rock nahm und sich langsam die Nase pußte. „Bei Euch merkt man nichts von der Unbill der Zeit.“ „Draußen ist großer Jammer, und die Kinder verlieren ihre Eltern, ihr aber sitzt still und schreibt über die gute Genoveva!“

Sebastian fand einen leisen Vorwurf in diesen Worten und erwiderte kühl, daß er allerdings teilnahme an der Trauer der Zeit; doch wäre es gut, einmal an anderes zu denken, und die Gedanken der Menschen aus dem Jammer von heute in die Zeit zu lenken, wo die Gerechten auch leiden mußten. In Mayen besonders, wo eine Heze ungerichtet im Turm saße, und niemand an sie heran könne, um ihre Seele zu retten, müßte man sich zurückziehen, um Geduld in der Trübsal zu lernen.

Sebastian redete gewandt und freute sich selbst darüber. Der Pfarrer war eines kleinen Bauern Sohn, mit grobem Gesicht und groben Händen. Der hatte nichts gelernt, als sein bischen Brevier; da mußte Sebastian doch zeigen, wie er in Köln studiert und das Gelehrte behalten hatte.

Herr Kohlbaum hörte kaum auf die zierlichen Worte des Junkers; der Hund war zu ihm gekommen, und er streichelte seinen struppigen Kopf. „Gut, daß ihr einen Freund habt, Junker! Heutzutage sind die Hunde oft besser, als die Menschen. Vorhin ist mein Brudersohn aus Andernach gekommen und hat viele arge Geschichten berichtet. Da liegen die Braunschweiger unter dem Lothringer und sollen uns von den Welschen befreien. Aber bei ihnen ist ein Herzog, der das Zaubern versteht, und von dem ganz arge Geschichten berichtet werden. Er soll Mäuse machen können, und nachher Katzen, die sie auffressen. Gerade wie der Luxemburg, der welsche General, der sich auch mit Zauberkunst brüstet, und der doch bei seinem König hoch in Gnaden steht. Ich bin nur bange, daß die arme Gritt, die die Botengänge nach Koblenz besorgt, und die vor etlichen Tagen wieder weggegangen ist, daß diese arme Frau den Zaubernern wenn nicht Marodeuren in die Hände gefallen ist. Ihre Kinder sind zu mir gekommen und haben laut gejammert. Bier hat sie, und keins kann sich allein helfen!“

Der Pfarrer hielt mit Sprechen inne und sah Sebastian an, als erwarte er von ihm eine tröstliche Antwort. Denn er war in den Jahren, in denen man gern sein Herz ausschüttet, um dann von einer jungen Stimme Trost zu empfangen. Aber Sebastian hatte nichts von der Gritt gehört. Er dachte an den Herzog, der zaubern konnte, und wieder an die Hexe, die hier im Turm saß.

„Herr Pfarrer, sollte das Weib hier vielleicht im Solde dieses Herzogs stehen und versuchen, unsere Seelen zu verderben?“

„Der Herzog ist unser Freund!“ entgegnete Kohlbaum, aber auch er wurde nachdenklich. „Wenigstens will er unser Freund sein, aber ich meine vernommen zu haben, daß er zu den Lutherischen gehört, die da oben, wo es kalt ist und kein Wein wächst, ihren Wohnstz haben!“

„Und dieses Weib soll auch anders reden, als die Leute hier!“ fiel Sebastian ein, worauf der Pfarrer leise seufzte. Ach, er hatte keine Freude an Hexen mehr; einmal in seinem Leben sah er eine brennen, und seit dem Tage — er stand schwerfällig auf.

„Junker, ich wollt euch von der armen Gritt berichten und euch fragen, ob Ihr den Jungen nicht gebrauchen könntet! Er ist acht Jahre alt und ganz anständig. Supps Rättha, die Euch sonst die Stiefelbürstete und das Haus rein hielt, hat doch jetzt wenig Zeit!“

Sebastian bekam einen roten Kopf. Was ging es den Pfarrer an, von wem er sich die Stiefelbürsten ließ, und was sollte er mit einem achtjährigen Knaben? Hatte die Geistlichkeit etwas dagegen, wenn eine ehrfame Jungfrau für ihn sorgte? Aber er nahm sich zusammen.

„Ich will mir die Sache überlegen, Herr Pfarrer! Zwar kommt die Kätha fast gar nicht mehr, weil sie die Sorge für die Gefangenen hat, und vielleicht wird sie den Posten bei mir ganz aufgeben. Zuvörderst aber meine ich, daß man sich um das Mädchen bekümmert, das in Kerkers und Teufels Banden im Turm sitzt. Mit ihr ist die Trübsal in die Stadt gekommen, und wer weiß? Vielleicht ist sie es, die die arme Gritt verschwinden ließ. Mich wundert es, daß Ihr so ruhig dabei seid!“

Herr Kohlbaum reckte sich ein wenig, und sein Gesicht wurde kühl.

„Ich will nichts mit der Frau zu tun haben, die Ihr eine Hexe nennt, da Ihr aber wohl keine Ruhe gebt, so laßt uns zum Stadtschreiber gehen, ich will ihn bitten, Euch die Erlaubnis zum Besuch zu geben!“

Sebastian wäre vor Freude fast gesprungen, aber dann nahm er sich zusammen und sagte nur ein Wort des Dankes, das der andere kurz abwehrte.

„Wenn Ihr Euch freut, so ist es gut! Gedenket aber dafür auch des armen Jungen von Gritt, der gern sein Essen möchte und doch keine Arbeit findet!“

Nun gingen die zwei Herren zum Rathhaus und wurden gleich vor den Stadtschreiber gelassen, der sie artig begrüßte und sich erkundigte, womit er den Herren dienen könne. Es schien Sebastian, als habe er recht müßig vor seinem Schreibtisch gesessen; aber jetzt tat er beschäftigt und klagte über die große Arbeit. Als der Pfarrer seinen Wunsch vortrug, der Junker Sebastian möge zu dem Weibe gelassen werden, das im Turm saß und der Hexerei angeklagt war, nahmen seine Augen einen starren Ausdruck an, aber er war höflich und geschmeidig.

„Solche gefährliche Person darf doch nicht von einem Junker besucht werden!“ meinte er bedauernd. „Mit Euch, Herr Pfarrer ist es eine andere Sache, aber so ein junger Herr, der nicht geistlich ist —“

„Ich wäre schon geistlich, wenn nicht die üblen Kriegsläufe es gehindert hätten!“ entgegnete Sebastian mit Würde, und der Schreiber rieb seine mageren Hände.

„Gern wäre ich Euch gefällig, Junker! Allein, Ihr wißt, der Herr Bürgermeister ist krank und ich bin nur sein Stellvertreter. Er würde mir zürnen, wenn ich etwas täte, das ihm nicht recht wäre. Also geduldet Euch, bis ich ihn frage.“

Er klopfte hart an die Thür und Gritt trat ein. Ihr Kleid war zerrissen, das Kopftuch war ihr von den Haaren gefallen, und diese starrten vor Schmuß.

„Hier bin ich wieder, Herr Schreiber,“ sagte sie. „Es war eine böse Sache und die Franzosen haben mir übel mitgespielt. Aber der Herzog —“

Der Stadtschreiber, der blaß geworden war, unterbrach sie.

„Es ist schon gut, Gritt, ich will gleich mit dir reden! Geehrte Herren!“ er beugte sich vor dem Pfarrer und vor Sebastian, „verzeiht, wenn ich keine

Zeit mehr habe. Es ist so mancherlei zu bedenken und niemand ahnt, welche Verantwortung auf mir ruht! Mag der Junker von Wiltberg die Heze aufsuchen und ihr ins Gewissen reden, so will ich nichts dagegen haben. Wollt Ihr dies Siegel nehmen!"

Er langte nach einem Siegelabdruck, den Sebastian hastig ergriff. Gritt aber trat noch einen Schritt vor.

„Junger Herr, so Ihr zur Heze geht, so fragt sie, wo der Paßen blieb, den sie mir von meinem Karren zauberte! Fleisch und Wurst waren darin und eine Flasche Malvaster! Wäre die Heze nit gewesen, ich hätte nit brauchen zu den —“

Der Stadtschreiber fuhr sie zornig an.

„Weib, was redest du? Hast du noch immer Lust zum Turm?“

Er war gelb im Gesicht geworden und seine Augen funkelten boshaft, daß der Pfarrer unwillkürlich die Hand hob, wie um Gritt zu schützen. Die aber lachte nur zornig und schien eine Widerrede beginnen zu wollen. Da ging der Pfarrer eilig aus dem Zimmer, und hinter ihm her Sebastian.

„Eine wunderliche Sache!“ sagte Herr Kohlbaum, während er mit seinem Gefährten über die Steinfliesen der Bordiele ging. „Ich bin froh, daß die Gritt wieder da ist, und ich hätte ihr es gern gesagt. Aber ich konnte nicht dazu kommen. Es ist mir auch, als hätte sie ein verändertes Wesen!“

Fragend sah er Sebastian an, der mit gesenktem Kopf neben ihm ging und den Blick nicht bemerken konnte.

„Nun habt Ihr also Euren Willen!“ fuhr der Pfarrer nach einer Weile fort. „Mich soll wundern, ob Ihr den Teufel aus diesem Weibsbild austreiben werdet! Und für Gritts Sohn braucht Ihr vorläufig nicht zu sorgen, da sie ja wieder da ist. Aber es ist mir doch, als müßte man auf sie und ihre Kinder ein Auge haben!“

Da Sebastian wieder nicht antwortete, so grüßte der Pfarrer ziemlich kurz und bog bei der nächsten Gasse ab, um gleich wieder umzukehren und den Junker noch einmal anzureden.

„Kennt Ihr die Geschichte mit dem Paßen, den der Böse der armen Gritt vom Karren zauberte? Mir war nichts darüber bekannt geworden, aber wenn dies wirklich der Fall wäre, so ist es wohl besser, Ihr bringt die Gefangene darauf und sucht ihr ein Geständnis zu entlocken. Diese Missetat würde allerdings eine schwere Strafe nach sich ziehen!“

Ganz in Gedanken blieb der Pfarrer an der Straßenecke stehen, während Sebastian seines Weges ging. Er sah sich nicht um, bis er in seinem Häuschen angekommen war, den Riegel vorgeschoben und sich dann auf die Erde vor das Bild des heiligen Sebastian geworfen hatte.

„Ich bin der Sünder!“ wimmerte er. „Ach lieber Heiliger, hilf mir! Du hast so viele Schmerzen ausgehalten, und doch nur, damit deine Schutzbefohlenen ihre Sünde leichter tragen könnten. Ich will täglich zwanzig Gebete

sprechen und der armen Gritt sicherlich eine Guttat erweisen, falls ich dazu in der Lage bin. Und ich werde der Hexe im Turm eine Bußrede halten, daß sie von ihrer Sünde läßt und einen trostreichen Tod findet!"

In dieser Weise betete Sebastian noch einige Zeit, und als er sich endlich erhob, war er getröstet. Denn, wenn er auch sündigte, indem er den lederen Backen behielt, so wollte er diese Sünde wieder gutmachen. Zufrieden betrachtete er das Siegel von Mayen, das ihm der Schreiber im Abdruck gegeben hatte, und er bereitete sich vor, noch an diesem Nachmittag dem Turm und seiner Gefangenen einen Besuch abzustatten.

Heilwig von Sehestedt saß in ihrem Turmzimmer und stopfte ein Hemd des alten Supp. Das war gerade keine plästerliche Arbeit, aber es war besser, als mit müßigen Händen zu sitzen und darüber nachzudenken, wie eng das Turmzimmer war und wie weit die Welt und die goldene Freiheit.

Heilwigs Kleid war rasch gestopft gewesen, das feine Linnenhemd mit seinen Spitzen lugte aus dem Ausschnitt des Brabanter Tuchkleides heraus und hob ihren schlanken Hals mit seiner feinen Haut und den Kopf mit dem goldenen Haar. Wenn der Stadtschreiber kam, dann ließ er seine Blicke nicht von ihr und seine Worte klangen sanft und beinahe zärtlich. Heilwig schauderte zusammen, wenn sie an diesen Mann dachte, der sie jetzt täglich besuchte und mit Fragen quälte, die sie nicht verstand. Er schien nicht daran zu zweifeln, daß sie sich nur verirrt hatte; wenn ihr Vater, Herr Gay von Sehestedt, wüßte, wo sie war, würde er mit einer reichlichen Belohnung nicht zurückhalten. Aber er ahnte es nicht. Mit glatten Worten beteuerte der Stadtschreiber immer wieder, daß er dem Fräulein gern helfen würde und es doch nicht könnte. Überall stand der Feind, Boten waren nicht zu bewegen, nach dem Rhein zu gehen, wo das braunschweigische Heer stehen sollte: vielleicht lag es auch noch nicht da. Es war besser, das Fräulein geduldete sich: er, Lambert Wendemut, würde schon Sorge tragen, daß ihr kein Haar gekrümmt würde. Wenn sie ihm nur noch ein wenig mehr Vertrauen schenken wollte, so könnte er sie ganz sicher retten.

Es war allerdings schwer. Der Herr Bürgermeister war ein strenger Herr, und der Stadtpfarrer einer, der schon viele Hexen verbrannt hatte. Hier glaubte man ja an Hexen; er, Lambert Wendemut, konnte sich nicht denken, daß ein so reizendes Fräulein sich mit der schwarzen Kunst befasse; daher würde er viel wagen, um sie vor einem traurigen Schicksal zu bewahren.

So sprach der Stadtschreiber jedesmal, wenn er mit Heilwig zusammen war, und wenn sie auch mutig war und keine Angst zeigen wollte, so begann sie doch vor seinen Besuchen zu zittern. Vor seinen gierigen Augen, die sich in die ihren einbohrten und ihre ganze Gestalt zu umfassen schienen. Es war gut, daß Kätha ihre Freundin geworden war. Ihr alter Vater bedurfte der Pflege. Da half Heilwig der Tochter, nähte und strickte für sie und war schon einige Male nach unten in die Küche heruntergeschlüpft, um die Suppe zu be-

wachen, daß sie nicht anbrannte. Der alte Jupp konnte sein Amt kaum mehr versehen; wäre nicht Krieg gewesen und die Lage der Stadt kritisch, man hätte ihn wohl abgesetzt und einen anderen Büttel und Gefangenenwärter ernannt. Jetzt aber ging alles, wie es eben ging, und Rättha erklärte, daß sie eben so gut einen Widerspenstigen ins Gefängnis bringen könnte wie ihr Vater.

Sie hatte Heilwig ins Herz geschlossen: so eine Feine hatte sie noch nicht gekannt, wie sie sich selbst sagte. Aber dann dachte sie wieder an den Bösen, der seine Netze überall auslegte und mit diesem feinen Fräulein wohl ganz etwas besonders Schlechtes gegen die Stadt Mayen vorhatte. Solche Gedanken kamen Rättha, wenn sie allein war und nicht schlafen konnte. Dann nahm sie sich vor, recht streng gegen die Verführerin im Turm zu sein; war sie aber in ihrer Nähe, vergaß sie ihre Ängste und freute sich, daß die Gefangene flüchten und stopfen konnte, ihr nicht allein manche Arbeit abnahm, sondern alles viel zierlicher tat als die arme Rättha selbst.

Aber das war vielleicht auch vom Teufel, und als an diesem sanften Frühlingstage der Junker Sebastian plötzlich vor Rättha stand, ihr das Siegel der Stadt mit dem Namenszug des Schreibers zeigte und zu der Hexe geführt werden wollte, da sah sie ihn bekümmert an.

„Junker, Ihr solltet davon bleiben! Der Herr Stadtschreiber kommt schon oft genug, und jedesmal, wenn er geht, liegt ein sonderbarer Schein in seinen Augen. Man könnte rein bange vor ihm werden. Ich meine, das ist der Böse, der sich in die Gestalt eines schönen Mädchleins gesteckt hat und uns alle verderben will! Ach, lieber Junker, auch mir hat sie es angetan, und ich will ganz gewiß in die Beicht und mir Trost holen, gerade, wie ich der heiligen Jungfrau eine Kerze gelobt habe, wenn sie mein Herz hart macht und meine Ohren taub, daß ich die Worte der Hexe nicht mehr hören mag! Aber bis dahin hat sie mir nit geholfen: ich meine die heilige Gottesmutter: sie läßt mich Wohlgefallen finden an der Sünde, daß ich schwach werde und der im Turm nichts abschlagen kann!“

Und Rättha schnüffelte ihre Tränen hinunter, während sie dem Junker auf den ausgetretenen Stufen des Turmes voranging. Denn er hörte wohl ihre Worte, aber sie waren ihm nur ein Ansporn, eilig zu der Fremden zu gelangen. Es kam ihm vor, als ginge es dem Feind entgegen, und er wollte ihn besiegen.

(Fortsetzung folgt)

